

Sprich mit mir

Die Digitalisierung verändert das Bildungssystem radikal. Umso wichtiger werden echte Begegnungen. Wie eine postdigitale Schule gelingen kann

Von Klaus Mertes

Die Digitalisierung unseres Bildungssystems schreitet unaufhaltsam voran. Man mag darüber streiten, ob zu langsam oder nicht. Aber schon jetzt ist erkennbar, dass die Digitalisierung der Schulen mehr bedeutet, als Tablets zur Verfügung zu stellen, WLAN zu installieren und Whiteboards in den Klassenräumen aufzustellen. Vielmehr verändert die Digitalisierung die Lernkultur an den Schulen und stellt sie vor Herausforderungen, die über Ausstattungsfragen hinausgehen.

Um mit diesen Entwicklungen Schritt zu halten, brauchen wir die »postdigitale Schule«. Damit ist keineswegs die »vordigitale Schule« gemeint, ebenso wie die Postmoderne keine Vormoderne ist. Es wäre lächerlich, hinter den Medienwechsel zurückkehren zu wollen, den das digitale Zeitalter eingeläutet hat. Was aber verbirgt sich hinter dem Begriff?

Eine postdigitale Schule basiert auf der Erkenntnis, dass analoge Interaktion in Kitas und Schulen im digitalen Zeitalter eher noch wichtiger geworden ist als vorher. Denn analoge Beziehungen gewinnen in dem Maße an Bedeutung, wie digitale Medien mehr und mehr alle unsere Lebensbereiche irreversibel prägen.

Das ist das Paradox des digitalen Zeitalters. »Der bedeutsamste Garant von Realität für den Menschen ist der analoge andere Mensch, dem ich in die Augen schauen kann, während er mit mir spricht«, schreibt der Neurowissenschaftler Joachim Bauer in seinem Buch »Realitätsverlust« (Heyne). Er prognostiziert: Schulen, Ausbildungsstätten und Universitäten werden den analogen, präsenzpflichtigen Unterricht und das mündliche Prüfungswesen wieder stärker in den Vordergrund stellen.

Klaus Mertes ist Jesuit und war bis 2011 Rektor des Berliner Canisius-Kollegs. Er gehört zu den Unterzeichnern des Aufrufs »HumanismusPlus«, der dafür wirbt, junge Menschen und ihre Entfaltung als Person wieder in den Mittelpunkt pädagogischer Konzepte und der Schulentwicklung zu stellen.

Digitaler Unterricht ersetzt analogen Unterricht nicht. Im Gegenteil. Je mehr digitale Medien Lernprozesse prägen, umso wichtiger wird die reale Begegnung in der Schule, zwischen Lehrenden und Lernenden, aber auch zwischen Kindern und Jugendlichen untereinander. Das haben die negativen Auswirkungen der Kita- und Schulschließungen während der Corona-Zeit gezeigt. Gelingendes Lernen hängt nur zu einem geringen Teil von der Lern- oder Unterrichtsmethode, von den eingesetzten Mitteln und Medien ab, dafür aber umso mehr von der Qualität der Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden.

Und die setzt analoge Präsenz voraus. Das bestätigen die Bildungs- und die Hirnforschung – und die Erfahrung der allermeisten Lehrerinnen und Lehrer. Eine gute Lernatmosphäre im Klassenzimmer motiviert Kinder und Jugendliche zum Lernen ebenso wie ein aufmunterndes oder auch tröstendes Wort bei auftretenden Schwierigkeiten. Maschinen können das nicht.

ChatGPT verunsichert

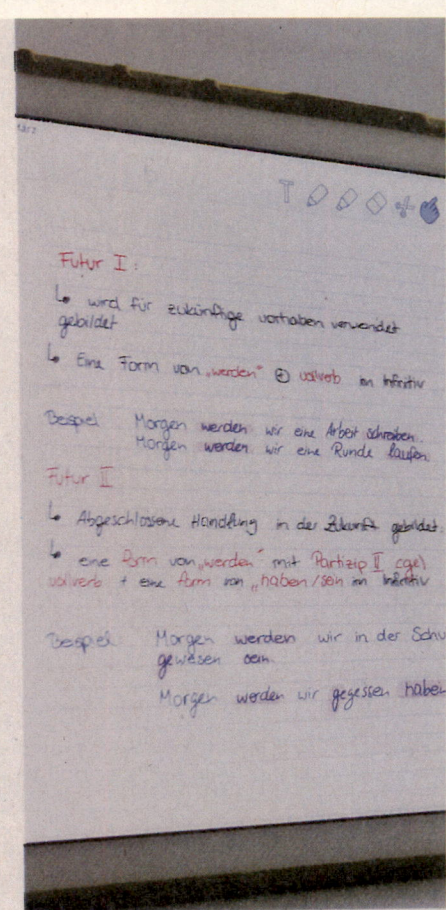
Aktuell stehen neue Fragen zu Risiken und Grenzen der Digitalisierung im Raum. Das Auftreten von künstlicher Intelligenz an den Schulen in Form von ChatGPT verunsichert viele Lehrende. Klar, durch ChatGPT gibt es bisher nicht bekannte Möglichkeiten, zu tricksen und zu täuschen. Die Schulen werden aber Wege finden, sich dagegen abzusichern. Auch Pannen, wie kürzlich während des Abiturs in Nordrhein-Westfalen, wo die Server nicht mehr in der Lage waren, den Zugriff von 900 Gymnasien und Gesamtschulen gleichzeitig zu bewältigen, sind vermeidbar.

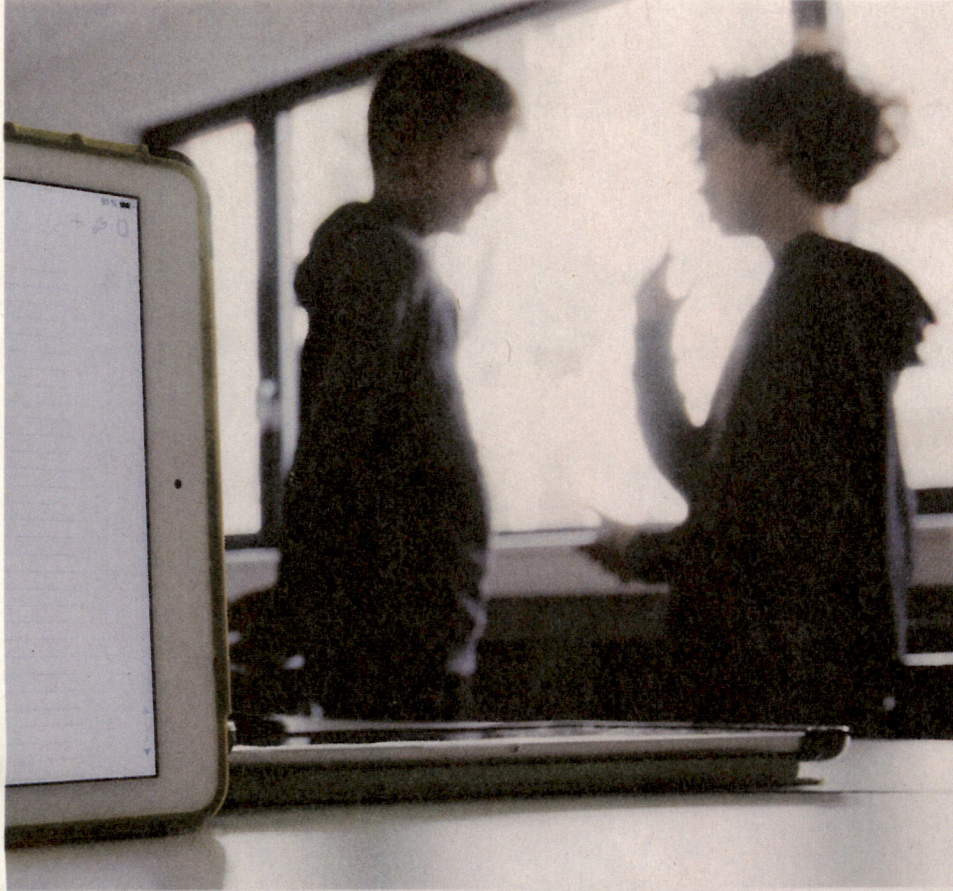
Aus solchen Fehlern kann man lernen. Und wenn Zauberlehrlinge wie der Tesla-Chef Elon Musk oder der Apple-Mitbegründer Steve Wozniak öffentlich appellieren, die Entwicklung von künstlich-intelligenten Systemen sofort zu unterbrechen, ist das ebenfalls kein Grund, in Panik aus-

zubrechen. Sie fürchten, Lehrende könnten durch KI und Roboter ersetzt werden. Lehrkräfte sind aber unersetzbar. Ihre reale Präsenz vor und ihr Dialog mit Kindern und Jugendlichen ist es auch.

Künstliche neuronale Netzwerke hingegen sind keine Subjekte, die auf sich selbst hin reflektieren, wenn man mit ihnen interagiert. Ihnen fehlt ein Körper, der Gefühle empfinden und nach innen wie außen zum Ausdruck bringen kann. Maschinen können Gefühle – die sie ja gar nicht haben – nicht in den Schwebezustand des Bewusstseins zurückmelden. Das aber ist die Voraussetzung dafür, dass das Selbst sich zu ihnen und zu sich selbst in ein Verhältnis setzen, also reflektieren kann, um dann zu antworten.

Genau darum geht es aber bei Bildung: ein reflektiertes Verhältnis zur eigenen inneren und äußeren Wirklichkeit zu gewinnen und dies zugleich in Beziehung zu einem anderen Subjekt zu setzen, das ebenfalls ein reflektiertes Verhältnis zu seiner eigenen Wirklichkeit hat und damit in Beziehung tritt. Immanuel Kant hat das auf den Punkt gebracht: Erstens: »Selber denken«. Zweitens: »Den anderen denken«, das heißt, sich in den Standpunkt der anderen Person hineinversetzen. Drittens: »Mit sich in Übereinstimmung denken«, also selbst-reflexiv die Widersprüche in eigenem Verhalten und Denken aufzuspüren. Ohne analoge Interaktion läuft hier gar nichts.





Reden statt Chatten: In der Schule lernen Kinder soziales Verhalten. Das geht nur im realen Miteinander

Eine digital ausgestattete Schule bietet wertvolle Möglichkeiten für den Unterricht: Präsentation, Recherche, Individualisierung, Fernunterricht, hybride Formate. Auch in der Schulverwaltung ist digitale Ausstattung unverzichtbar. Sie müsste dort sogar prioritär ausgebaut werden, um den Lehrenden mehr Raum für ihre eigentliche Aufgabe zu geben, den Unterricht.

In einer postdigitalen Schule aber wird die Digitalisierung selbst zum Gegenstand des Diskurses. Ist der Körper eine Maschine? Sind Bewusstsein und Intelligenz dasselbe? Ist ethische Urteilsfähigkeit programmierbar? Was unterscheidet eine Meinungsäußerung von einem Argument? Was bedeutet der Verlust des öffentlichen Raumes im Internet für die Demokratie? Und so weiter. Das sind Querschnittsthemen, die alle Fächer und Altersklassen betreffen.

Neue Aufgaben erwachsen den Schulen auch angesichts der Missbrauchsmöglichkeiten der sozialen Medien und des Internets. Da Kinder und Jugendliche nach der Unterrichtszeit miteinander im Netz verbunden bleiben, wirken Vorgänge, die früher die Schule nicht beschäftigt hätten, in die Schule hinein. Nächtliche Chats zwischen Jugendlichen haben erhebliche Folgen für die Lerngruppe spätestens dann, wenn private Selbstoffenbarungen in den sozialen Medien per Klick öffentlich werden. Die Verantwortlichen in der Schule können sich nicht mehr herausreden, sie

seien nicht zuständig für Dinge, die außerhalb der Schulzeit passieren. Sie müssen intervenieren und Präventionsarbeit leisten. Sonst geht der Unterricht nicht mehr.

Je mehr digitale Technik in der Schule steht und den Unterricht mittragen soll, desto mehr hängt ein gelingender Unterricht indes daran, dass die Technik funktioniert. Der digitale Konjunktiv – es müsste eigentlich klappen – ist im schulischen Alltag notorisch präsent: Es klappt aber regelmäßig nicht. Die technischen Aufgaben absorbieren viel Zeit und Energie der Lehrkräfte, die für das eigentliche Unterrichtsgeschehen und die Vorbereitung des Unterrichts verloren gehen. Vordigitale Schulen bloß mit Hardware und Software aller Art zuzustopfen wird den Anforderungen nicht gerecht, die das digitale Zeitalter an den Lehrberuf stellt.

Freiräume für anderes Lernen

In der postdigitalen Schule muss zudem die personale Ausstattung neu geordnet werden. Das betrifft die Systembetreuung, die Verwaltung sowie das Verhältnis von Verwaltungsaufgaben und pädagogischen Aufgaben. Ist die Einführung eines digitalen Klassenbuches eine rein verwaltungstechnische oder auch eine pädagogische Entscheidung? Was bedeutet es für das Verhältnis von Kindern zu ihren Eltern, wenn die Eltern jederzeit per Mausklick Informationen

aus dem Klassenbuch einsehen können? Auch die Gewichtung der Kompetenzvermittlung muss überdacht werden.

Im Zentrum der Pisa-Studien stehen Lesekompetenz, mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenz. Sie bilden die Grundbildung für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, sind Grundlage für das lebenslange Weiterlernen. Digitale Kompetenzen sind Teil dieser Grundbildung.

Eine Kultur des Hörens

Das Tempo der digitalen Entwicklung allerdings ruft nach Freiräumen für ein anderes Lernen, bei dem das Tempo nicht von außen vorgegeben wird. Zum Beispiel für Musik: Die Freude am Spiel, am Zusammensein wirkt sich nicht direkt, langfristig aber umso nachhaltiger auf den Bildungserfolg aus, weil sie die Persönlichkeitsentwicklung positiv beeinflusst. Wer im Orchester spielt, lernt auf andere zu achten, sich einzufühlen und einzuordnen, zum richtigen Zeitpunkt hervortreten, Geduld zu haben, sorgfältig zu sein, Qualitätskriterien zu entwickeln, zu üben, zu improvisieren, mit Lampenfieber umzugehen, andere mitzureißen, sich von anderen mitreißen zu lassen.

Dies sind Kompetenzen, von denen Lernende ein Leben lang profitieren. Vermittelt werden sie in Fächern, die nicht oder kaum anders als in Präsenz erlernt werden können: Musik, Kunst, Theater, Literatur, Sport. Die postdigitale Schule sollte ihnen mehr Raum geben. Sie erfüllen wie nebenbei, ganz entspannt, »transfunktional«, ihren Zweck für gute Bildung.

Die Beschleunigung im digitalen Zeitalter fordert die Schule als Ort der Muße heraus, der Zeit zum Atemholen bietet. Körperwahrnehmung, Innenwahrnehmung, Stille, insbesondere gemeinsame, nicht durch disziplinarischen Druck erzwungene Stille, all das gehört zur Kultur einer postdigitalen Schule. Es ist Voraussetzung für eine Kultur des Hörens, die nicht bloß anhört, sondern zugleich nach innen hört, und so die Qualität der Kommunikation weit hinaushebt über das, was Maschinen können. So etwas kann mit einfachsten Mitteln am Anfang oder Ende einer jeden Unterrichtsstunde praktiziert werden, ebenso bei Schulversammlungen, Konferenzen, besonderen Anlässen.

Kurz: Die postdigitale Schule ist offen für die spirituelle Dimension. Gerade die Aufmerksamkeit nach innen ermöglicht selbsttranszendierende innere Reaktionen. Auch sie sind Teil der Bildung. ♦